



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fest der allerheiligsten Dreieinigkeit. (Erster Sonntag nach Pfingsten).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 28, 18-20. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ — „Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes.“ — „Und so lehret sie Alles halten, was ich euch befohlen habe; und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt.“

Zum Feste der Hh. Dreifaltigkeit.

Nachdem die Kirche in der heiligen Weihnachtszeit, in der Osterzeit und in der eben abgelaufenen Pfingstoktav alle Geheimnisse gefeiert hat, die Gott der Vater, der Sohn und der Heil. Geist zu unserem Heile gewirkt hat, weiht sie am Sonntag nach Pfingsten dem dreieinigen Gott ein hohes Lob- und Dankfest; sie fordert uns dadurch auf, dem Vater und dem Sohne und dem Heil. Geiste, — dem einzigen und wahren Gotte — Lob, Preis, Ehre und Dank zu erweisen jetzt und in Ewigkeit.

Sehr schön ist das, was der große hl. Paulus in der Epistel des heutigen Festtags über die Unbegreiflichkeit des göttlichen Wesens sagt: „O Tiefe des Reichthums der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind Seine Gerichte, und wie unerforschlich Seine Wege! Denn wer hat den Sinn des Herrn erkannt? Oder wer ist Sein Ratgeber gewesen? Oder wer hat Ihm zuerst etwas gegeben, daß es Ihm wieder vergolten werde? Denn von Ihm und durch Ihn und in Ihm ist Alles. Ihm sei Ehre und Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.“ — Zu diesen apostolischen Worten macht ein Erklärer folgende treffende Bemerkung: „Der Apostel will sagen: Nur göttliche Weisheit konnte ersinnen, nur göttliche Liebe wollen, nur göttliche Allmacht ausführen, was zu unserer Erlösung notwendig war. Sie erinnert uns an die Unbegreiflichkeit des erhabenen Geheimnisses der heiligsten Dreieinigkeit: wenn schon die Ratschlüsse Gottes unerforschlich sind, wie viel mehr Seine innerste Natur und Wesenheit! Wir können nur in tiefster Ehrfurcht den Dreieinen anbeten, bis unser Glaube dereinst in Schauen übergehen wird.“

eins und wie sie drei sind — eine göttliche Natur, aber drei göttliche Personen — denn die Namen „Natur“ und „Person“ sind offenbar nur gleichnißweise und nicht im (menschlich) natürlichen Sinne hier zu verstehen.

Hier heißt es also, lieber Leser, demüthig glauben an ein Geheimnis, das als die Grundlehre des Christentums vom Sohne Gottes selber verkündet worden ist mit den Worten des heutigen Evangeliums: „Lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heil. Geistes!“ — Der menschliche Dünkel freilich bäumt sich da auf und findet es unerträglich, an Dinge glauben zu sollen, die der Verstand nicht erfährt und nie erfassen kann. Wozu (fragt er) haben wir überhaupt Geheimnisse? Warum gibt Gott uns nicht volle Aufklärung? Und wenn unser Verstand nicht ausreicht, warum hat Er uns nicht mit höheren Geisteskräften geschaffen? Ist es des menschlichen Geistes würdig, in Ungewißheit über die wichtigsten Fragen das ganze Leben hinzubringen und nur einen matten Schimmer von jenem Lichte zu empfangen, das uns im jenseitigen Leben leuchten soll?

Die Antwort, lieber Leser, ist nicht so schwierig, wie es auf den ersten Blick scheint. Daß es Geheimnisse in unserer Religion gibt, ist nicht nur notwendig und unvermeidlich, sondern sogar heilsam: es entspricht einestheils der göttlichen Würde, daß sie über allen geschöpflichen Verstand erhaben sei — es entspricht aber auch auf Seite des Menschen dessen unendlichem Durste nach Wahrheit, daß ihm Wahrheiten von unendlicher Tiefe geboten werden, die er die ganze Ewigkeit hindurch nicht auszuschöpfen vermag.

Stolz lehnt der (getaufte) Neubeide den Glauben an die Geheimnisse der christlichen Religion ab; er dünkt sich erhaben über solche Knechtung des Verstandes. Aber frage ihn doch, lieber Leser, ob ihm im Bereiche der weltlichen Wissenschaft sowohl wie des gewöhnlichen Lebens keine „Geheimnisse“ bisher begegnet sind? Kennen wir denn auf

Kirchenkalender.

- Sonntag, 7. Juni.** Erster Sonntag nach Pfingsten. Fest der allerheiligsten Dreieinigkeit. Robert, Abt † 1110. Evangelium Matthäus 28, 18-20. Epistel: Römer 11, 33-36. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Elementarschulkinder.
- Montag, 8. Juni.** Medardus, Bischof † 545. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Jeden Abend 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht.
- Dienstag, 9. Juni.** Prinnus, Martyrer † 286.
- Mittwoch, 10. Juni.** Maurinus, Abt und Martyrer zu Köln.
- Donnerstag, 11. Juni.** Fronleichnamsfest, Gebotener Feiertag. Barnabas, Apostel † 70. Evangelium Johannes 6, 56-59. Epistel: Korinther 11, 20-32. ● St. Lambertus: Morgens 5 Uhr erste, 6 Uhr zweite, 7 Uhr dritte hl. Messe und 8 Uhr feierliches Hochamt. 1/2 vor 10 Uhr Auszug der Prozession durch die Stadt. Nachmittags 5 Uhr Festpredigt nach derselben feierl. sakramentalische Andacht. Während der Oktav ist Morgens 9 Uhr Hochamt mit sakramentalischem Segen und Nachmittags 5 Uhr Andacht zum allerh. Sakramente. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Erste hl. Messe um 1/6 Uhr, letzte hl. Messe um 11 Uhr. Nachmittags fällt die Andacht aus. Abends 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht und Festpredigt. — Während der Oktav von Fronleichnam ist jeden Morgen 9 Uhr feierl. Hochamt.
- Freitag, 12. Juni.** Basilides, Martyrer † 311. ● St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Andacht mit Predigt.
- Sonntag, 13. Juni.** Antonius von Padua, Bekehrer † 1231.

irgend welchem Gebiete viel mehr als die Oberfläche und stoßen wir nicht überall auf ungelöste Rätsel? Ich sehe die überraschenden Wirkungen der Elektrizität; ich staune über die mannigfache Art und Weise, wie dieselbe in den Dienst der Menschheit seither schon gestellt ist. Wenn ich aber nach dem Wesen der Elektrizität frage, wenn ich frage: was ist die Elektrizität? so bleibt der größte Gelehrte ebenso die Antwort schuldig wie der letzte Schulbub. — Was ist ferner das Leben, das Wachstum der niedersten Pflanzen für ein Geheimnis! Wer wird es jemals ergründen? Und nun erst unsere Seele und ihre innigen Beziehungen zum Leibe! Mein Blick fällt in diesem Augenblick auf das Bild meiner verstorbenen Eltern; das Bild spiegelt sich ab in meinem Auge, die hervorgerufene Empfindung wird durch den Nerv fortgeleitet zum Gehirn — aber nun die Gedanken, die Erinnerungen, die blitschnell hervorgerufen werden durch dieses Anschauen mit dem leiblichen Auge! Wer will dieses Zueinandergreifen des Leiblichen und Geistigen erklären? — Wem es daher sonderbar vorkommen will, wie die drei Personen einen Gott ausmachen, wie will er mir erklären, wie mein Verstand, mein Wille und mein Leib nur einen Menschen ausmachen? Wie will er mir die Mannigfaltigkeit und wieder die Einheit meiner Seelenkräfte erklären? Und schaue ich am Abend zu dem Sternenhimmel hinauf: wie viele „Geheimnisse“ stoßen mir da auf trotz allem und allem, was man bisher erforscht hat! Nur den äußern Zeiger am Zifferblatt der großen Weltuhr sehen wir — das innere Getriebe bleibt uns verborgen!

Und Gott, der erhabene Weltenschöpfer und Urheber all dieser Geheimnisse — Er soll kein Geheimnis sein? Ist es nicht die höchste Torheit, so von Gott, dem Herrn, zu denken?

Die Kay im Sack.

Humoreske von Lina Leidl.

„Ja — siehst es Beitel, da kann dir ich nit helfen in dem Punkt — so gern als ichs tät! — Da mußt schon selber schauen, wie du z'recht kommst! Sell wirst wissen, daß ich da meiner Ranni nit einred. Wanns dich haben will, nachher ist's mir auch ein Ding. Du bist mir so lieb und so werth wie der Jacl. Zwischen dem Hühlerhof und deinem Vater dem seinen Lehr ich d'Hand nicht um — ist einer so schön wie der andere. Aber wenn sich halt meine Ranni positiv grad auf den Hühlerhof Jacl steift, nachher kann ich doch schier nit nein sagen, so g'scheid mußt schon selber sein, gelt — bei dem einzigen Dirndl!“ Das war nun ein gar schlechter Trost, den der Gamsenbauer mit diesen Worten seinem Oberknecht, dem Beitel gegeben hat, der ihn eben zum Vertrauten seines Herzenskummers gemacht und ihn um seinen Beistand gebeten hatte.

Au doch hätte der junge Bursche einen ganz anderen Lohn verdient für sein treues Liebeswerben. Lang, lang schon hat er die Ranni gern gehabt; extra wegen ihrer ist er als Knecht eingestanden auf dem Gamsenbauernhof. Gätt' nit not dan, daß er dient hätt', beileid nit! Denn der Beitel ist selber ein großer Bauernjohn gewesen, der daheim auch sein Auskommen reichlich gehabt hätt'. Aber grad, damit er die Heimlichgeliebte alleweil sehen hat können, hat er sich das harte Opfer anferlegt.

So viel es nun den Anschein gehabt hat, hätt' der Beitel doch noch Ansicht gehabt mit der Zeit, daß die Ranni sein stumm, geduldiges Werben erhört hätte, wenigstens ist das Dirndl ihm bis jetzt nicht feindlich gesinnt gewesen. Warum hätt' es ihm denn auch feind sein müssen? Er ist der nämliche saubere Bursch gewesen, wie der Hühlerhof Jacl, nur daß er nicht gleich diesem die Gab gehabt hat, daß er alle Dirndln im ganzen Umkreis hirndamisch machen hat können.

Dies hat er zwielfeln können, der Jacl, wirklich! — Wenn er, der Beitel noch drandrukt, wie es da zugegangen ist! Die reinste Revolution ist ausbrochen derselben unter den jungen Weiberleuten, haufenweise sind sie die 2 1/2 Stunden Wegs zu der nächsten Bahnstation g'rennt und wie der flotte Kriegsmann ausgesüßten ist, da hätt er sich schier bald nimmer z'helfen gewußt vor lauter viel Kopfschütteln, die ihm ins Gesicht geflattert sind und vor lauter viel Händ, die sich ihm zur Begrüßung entgegenstreckt haben. Wie g'sagt, närrisch sind sie gewesen alle miteinander, rein stöcknärrisch! Keine einzige hat eine Ausnahme gemacht davon, aber auch nicht eine! Nicht einmal seine Ranni!

Wenns gleich die schlauer angepackt hat die Sach und hat sich nit erscheinen lassen. Denn die Ranni, die hats gar wohl gewußt, was sich g'hört und was sich nicht g'hört, die ist nicht umsonst zwei Jahr lang in Pension gewesen beim Manierlernen! Um keinen Preis hätt sie es gemacht wie die andern Dirndln und wär auf den Bahnhof neung'rennt. Dies ist grad wie reiner Zufall gewesen, daß ihr akkurat an dem Tag, von dem es bekannt gewesen ist, daß der Hühlerhof Jacl heimkommt, das Häkelgarn ausgegangen ist. Und weil sie unmöglich nimmer warten hat können, bis auf den nächsten Tag, wo die alte Dorfböttin ihren allwöchentlichen Gang in die Stadt gemacht hat und ihr dabei das Garn leicht besorgen hätte können, so hat die Ranni nimmer nachlassen mit Bitten und Betteln, bis es ihr Vater, der Gamsenbauer gutgehehen hat, daß sie der Beitel noch an demselben Nachmittag in die Stadt fahren hat dürfen.

Der Beitel, der ist in der Erst da drüber ganz glücklich gewesen und hat sich bei sich selber denkt: „Na wart, dies ist aber anpassend heut, da frag ich sie, die Ranni, ob sie mich gern hat!“

Wie ihm aber die Ranni, noch bevor er vor lauterem verlegenen Mundrücken dazu kommen ist, die kluge Frag zu stellen, angeschafft hat, daß er heut nicht wie sonst in der Stadt drin, sondern draußen beim Bahnhofswirt zulehren soll mit dem Fuhrwerk, da ist ihm ein Licht aufgegangen mit einem Schlag und ein großmächtiges noch dazu.

„Wie nur grad ein Weiberleut gar keinen Anstand haben kann!“ hat sich die Ranni, die nach möglichst schnell erledigtem Einkauf des Häkelgarnes bereits wieder zur Heimfahrt geschickt hoch droben auf dem Wagerl geseßen und Zeugin der stürmischen Begrüßung, aber auch der guten Ankunft des heimlich Geliebten gewesen ist, entrüstet. „Du bist auch nit anders — um kein Haar bist nit anders, sell brauchst Dir gar nit einzubilden, wanns es auch mentlich sein ausgeklügelt hast, die Sach!“ hat ihr aber da der Beitel die Red abgeschnitten. Obs jetzt g'sehlt oder troffen gewesen ist, er hätt sich nimmer halten können, er hat ihr sagen müssen! Zumal ers auch noch mitansehen hat müssen, daß der Jacl, der schon von seinem Wagenfenster aus das Gamsenbauernfuhrwerk stehen hat sehen, pfeilgrad auf dasselbe zugegangen ist und die Anfaßin dess lben mit einem höflichen: „Recht guten Abend, Fräulein Anna!“ begrüßt hat.

Die „Fräulein Anna“, die ist bei der Annäherung des in der kleidsamen Uniform der „schweren Reiter“ stekenden jungen Burschen worden wie mit Blut übergossen und hat kaum so viel Begrüßungsworte stammeln können, als es der bloße Anstand erfordert hat. „Da kann mans halt wieder sehn, daß alle An'dringlichkeit nit für gut ist!“ hat sie sich dabei mit stolzer Befriedigung denkt. „Alle samt piteinander hat ers jezt stehn und gehn lassen und ist auf mich zugangen! — Muß ihn doch schier einladen zum Mitfahren für dies!“

Und ihre Gedanken in die Tat umsetzend, sagte sie zierlich zur Seite rückend zu dem schmucken Vaterlandsverteidiger: „Mögts euch nit aufstehn, Herr Hühlerhof? Es ist grad

kein so nobligns G'fähr nit, aber besser ist's doch als wies Gehn.“

Ob er wollte, der Jacl? Dies ist ja der eigentliche Grund gewesen, warum er sämtliche Empfangsdamen im Stich gelassen hat: weil er aufs Fahren spekuliert hat. Ist doch ganz was anders gewesen, als wie wenn er die dritthalb Stund zu Fuß heim dreschen hätt müssen! — Er pfeift auf die Weiberleut! Die kommen ihm doch nicht aus. Da darf er grad eine jede ein wengerl verliebt anschauen, nachher ist alles wieder vergeben und vergessen. —

So hat sich denn der Jacl mit einem gräßlichen Sah, ungeachtet der wütenden Blicke Beitel's auf das Fuhrwerk geschwungen, hat mit einem überaus zärtlichen: „Mit Verlaub, Fräulein Anna“ dem ihm holdselig angebotenen Platz an ihrer Seite eingenommen und — wie der „Zement“ sind sie dahingefahrt, vorbei an den verdunst dreinschauenden Dirndln, die sich schier vorkommen sind wie die törichtesten Jungfrauen.

Alleweil ärger ist das Roß gelaufen, alleweil gefahrdrohender hat das Gefährt sich auf die Seite geneigt, so daß die Ranni sich ein paar mal hilfseisend an den Jacl klammern mußte — kein Wunder, hat doch der Beitel seinen ganzen Gift an dem unschuldigen Bräutl auslassen, weil er ihn sonst auch niemanden entgelten lassen hat können.

Am Liebsten hätt er dem Jacl einen Renner gegeben, daß er einen zwiefachen Purzelbaum über das Wagerl gemacht und auf das Wiederankommen vergessen hätt! — Jetzt, wo es so weit gewesen wär, daß er vielleicht doch bald aufs hebraten einzählen hätt können bei der Ranni, jezt muß der Teufel den Windbeutel daherwehen, den g'spreizten!

Mehrere Tage sind seitdem dahingegangen und immer mehr hat der arme Beitel Gelegenheit gehabt, sich von der verderblichen Macht überzeugen zu können, die des Hühlerhof's Schönheit auf das einfältige Gemitt seiner Ranni ausübte. Mit Händen und Füßen hat der Beitel sich gegen diese bittere Erkenntnis gestemmt, so lang als nur grad gegangen ist. Mit dem Jacl selber hat er Rücksprach genommen, hat ihn bitt', er soll mit des verblendeten Dirndls Ehr kein freventliches Spiel treiben und was hat der ihm für eine Antwort geben? „Meinst leicht du, ich lauf eine Kay im Sack?“ hat er ihn unter hämischen Augenzwinkern gefragt und hat seinen Schnauzer aufgewichst dabei. „Dies gibts fein nit, Brüder!“

Und es gab es doch! — Er, der Beitel, steht ihm gut dafür! — Freilich, auf den Beistand und die Hilfe, die er sich am ersten erwartet hätt, muß er verzichten; auf der Ranni ihren Vater ist kein Einzählen nicht, das hat er jezt schon gesehen. Es wird schon das Gescheidest sein, wenn er sich selber zu seinem Recht verhilft. Na ja, wer weiß, wie es sich grad einmal schickt! —

Mit dem ist der Pfingstmontag daherzugekommen, einer der ereignisreichsten Tage des ganzen Jahres für Flaxberg, da an demselben immer ein großartiges Pferderennen stattfand. Wie alljährlich, so hat auch heuer wieder der Gamsenbauer die Preise gestiftet und zwar als ersten einen schönen, fetten Sickerl, als zweiten eine alte Henne und als dritten ein Paar junge Tauben. Nach altem Branch sind die Preistiere immer je in ein Sackl gebunden und in diesem dem glücklichen Gewinner überreicht worden. Selber hat dann in Gegenwart der vielen Schaulente das Sackl aufgebunden, das Tier herausgenommen und es den bewundernden, nicht selten auch neidischen Blicken der hiezu Drängenden preisgegeben. Sonst, für gewöhnlich ist dies allemal eine hübsch primitive Sache gewesen, heuer aber sollte selbe dank der „Bildung“ der Gamsenbauertochter einen poetischen Anstrich erhalten.

Der Hahn, die Verkörperung der feurigen Liebe, wurde in ein rotes, die Henne, die personifizierte Gattin- und Muttertreme, in

ein blaues, und die Taube, das Sinnbild der Einfalt und Unschuld, in ein weißes Sackl gebunden. Außerdem hatte die Nanni dem Sackerl noch extra ein rotseidenes Halsbandel umgebunden. Ihrer Ansicht nach konnte kein anderer als wie der Jockl, der sich natürlich auch am Rennen beteiligte, den ersten Preis kriegen. Wenn der nun die zart sinnige Liebeserklärung zu Gesicht kriegt, dann — dann wird er schon wissen, was er zu tun hat.

Mit offenen Armen ist er aufgenommen, wenn er kommt, sie hat ihrem Vater schon die Einwilligung abgeschmeichelt.

„Gelt, was halt dies ist, wenn ein ein Wengerl eine Manier g'lernt hat!“ sagt der Gamsenbauer mit wohlgefälligem Schmunkeln zu seiner Bäuerin. „Wo wär denn unjer Dirndl einmal auf solchene g'scheite Einfälle kommen, wenn wies nit forttau hätten ins Pensionat?“

„Gelt, was halt dies ist!“ hat sich auch der Beitzl gewundert, der vom Hausfenster aus der Nanni ihren Experimenten verstoßen zugeschaut hat. „Was halt dies ist, wenn ein Weiberleut auf ein Mannsbild verfallen ist! Da ist eine stochnärrisch nachher. — Aber ich hilf Dir schon — ich steh' Dir gut dafür, daß ich Dir hilf für Deine Krankheit für Deine B'sundere!“

Daß der Hujhuber Jockl den ersten Preis bekommen würde, daran zweifelte der Beitzl so wenig wie die Nanni. Fürs erste ritt er ein gutes Ross, und für zweit war er „schwerer Reiter“ — wenn ein solcher nicht das Erst kriegen tät, dies wär doch schon eine helllichte Schand!

„So jetzt könnt's mir eine gut tun!“ kalkuliert der Beitzl, nachdem er sich von dem Weggang des Bauers und der Bäuerin, die sich natürlich auch das Rennen ansehen wollten, überzeugt hatte.

Schnell geht er in den Hofstall, klistet den Deckel der sich dortselbst in einer Ecke befindlichen, großen Haserkiste vorsichtig und holt mit raschem Griff eine großmächtige, schwarze Kage heraus, die er schon vor einer Stunde mit großer Mühe und Fährlichkeit, wie die vielen Biß- und Kratzwunden an Beitzl's beiden Händen beweisen, eingefangen hat.

Ein Teufelsvieh ist's gewesen, ein boshaftes, der Vater. Der Gamsenbauer selber hat oft gesagt, er brauchet gar keinen Hund auf seinem Hof, weil die Kay' eh einen jeden fremden Menschen anpakt hat, der ihm zu nahe gekommen ist.

Wie der Beitzl vermutet hat, ist's zugezogen. Keine Seele ist in der Stube dringewesen, wie er sich mit der Kay' unterm Janker in dieselbe geschlichen hat. Schnell wie ein Gedanke hat er das rote Sackl von der Schlüsselrahm heruntergerissen, wohin es der Gamsenbauer erst mit den beiden anderen gehängt hatte. Auf eins, zwei, drei hat er den Sackerl herausgerissen, den Vater, dem er für sorglicher Weise auch ein rotseidenes Halsbandel umgehängt hat, hineingesteckt, dann das Sackl wieder zugebunden und an seinen Platz gehängt.

Nam ist der Beitzl wieder richtig im Hofstall drüben gewesen, und hat den Preisgickerl in die Haserkiste gesperrt gehabt, ist die Nanni, die sich mit der Toilette etwas verspätet hatte, von ihrer Schlafkammer herabgekommen.

Von der Magd gefolgt, die ihr die drei Sackl nachtragen mußte, verließ nun auch sie das Haus, begleitet von dem hämischen, schadenfrohen Grinsen des so schwächlich bei Seite gesetzten Liebhabers.

Am Sportplatz angekommen, hatte die Nanni nur Augen für den einen, der wirklich als Erster das Ziel gekommen war, und der ihr in der schmunzenden Uniform wie ein Kriegsgott erschien. Und sie selbst, sie ist sich vorgekommen wie ein edles Ritterfräulein, wie sie dem glücklichen Sieger den Preis überreicht hat, hochrot im Gesicht vor Erregung, sie-

bernd an allen Gliedern von Erwartung auf das nun Kommende.

Was werden die wohl für einen Reiz haben, die andern alle, wenn sie's inne werden, auf welche fein ausgedachte Weise sie ihnen den Vielbegehrten weggefißt hat! —

In dichten Scharen drängen die Schauleute hinzu. — Der Jockl öffnet das Sackl und — eine mordsgroße, kohlschwarze, mit einem rotseidenen Halsband geschmückte Kage springt ihm wildpfauchend mitten ins Gesicht. —

Dieser Liebesbeweis ist natürlich ganz anders von dem Jockl aufgefaßt worden wie sich's die Nanni vorgestellt hat und von der Stund ab hat der Beitzl keine Ursach nimmer gehabt, daß er auf den Hujhuberjohn eifersüchtig gewesen wär. Die Nanni aber ist froh gewesen, wie ihr der Beitzl das Heiraten angetragen hat und sobald die „verbotene Zeit“ umgewesen ist, haben sie auch schon Hochzeit gehabt miteinander.

Peter, der Radfahrerdackel.

Humoreske von A. v. Bergen.

Der Dackel hatte die ganze Schuld, der schwarze Dackel Peter, mit den krummen Beinen, dem dünnen Schwänzchen und den braunen Flecken über den Spitzbübenaugen.

Er war sonst ein ungemütliches Vieh, aber Radfahrer konnte er nun einmal nicht leiden, wenn er einen daherkommen sah, sträubte sich ihm das Haar und kläffend schnappte er nach den Waden des unglücklichen Strampfers, von denen er schon manch einen zu Fall gebracht hatte.

Vergebens hatte Käthe, die glückliche Besitzerin des Dackels sich bemüht, ihm seinen Haß gegen die Radfahrer abzugewöhnen, es war ihr nicht gelungen; zwei Sonnenschirme hatte sie schon bei seiner Abstrafung zerbrochen, viermal hatten sie und ihr Dackel einen Straßenauflauf verursacht, zweimal waren sie von einem Schutzmann aufgeschrieben worden und dreimal hatte der Vater Strafe zahlen müssen. Nun hatte sie den strengsten Befehl erhalten ihren Dackel niemals wieder mit auf die Straße zu nehmen.

Das war indessen leichter gesagt, als getan. Peter war ein echter Dackel, er hatte sogar einen Stammbaum, er tat niemals das, was er sollte. Wenn man ihm sagte: „Du bleibst hier, du darfst nicht mit“, so sah er zu, daß er um jeden Preis auf die Straße gelangte, wo er sich dem Herausretenden ganz harmlos anschloß.

So war es ihm auch heute wieder gelungen, Käthe war unangenehm überrascht, als sie nach ein paar Schritten plötzlich ihren Peter neben sich bemerkte, der schweifwedelnd an ihr hinaufsprang. Sie hatte durch die Stadt gehen wollen, nun drehte sie um und ging den Anlagen zu.

Käthe war traurig. Sie hatte zwei ältere Schweistern, die sich bereits in sehr heiratsfähigem Alter befanden, aber immer noch keinen Mann finden konnten, sie waren daher oft schlechter Laune und die ließen sie dann an der hübschen, jungen Schwester aus. Heute hatten sie sogar die Mama aufgehört und es hatte Schelte über Schelte gegeben.

„Wenn sie doch endlich einen Mann fänden, die alten Jungfern“, dachte Käthe seufzend. Aber woher sollte ein solcher kommen hier in der kleinen Stadt? Bekannte hatte man nicht viele, der Papa dachte an sein Geschäft und an weiter nichts, die Mama war kränklich; Bälle und Gesellschaften waren ihnen ein Greuel; sie wurde gewiß auch mal eine alte Jungfer!

Sie schritt jetzt auf einer, um diese Zeit menschenleeren Chaussee dahin, die auf einer Seite von Feldern, auf der anderen von einem Wäldchen begrenzt wurde.

Peter amüsierte sich auf eigene Faust, er jagte den Krähen nach, die sich in den Ackerfurchen niederließen; plötzlich hob er laufend

den Kopf, zog die langen Hängeohren zurück und stürzte mit lautem Geklaff davon.

„Ein Radfahrer“ dachte Käthe entsetzt und da war das Unglück schon geschehen. Das Rad lag im Graben, der Radfahrer im Chausseestaub und Peter stand knurrend neben ihm.

„Du Ungetüm!“ höhnte Käthe und lehnte ganz kraftlos gegen einen Baum, dann aber raffte sie sich auf, der Verunglückte rührte sich nicht, man mußte ihm wohl zur Hülfe kommen.

Peter entfloß beim Nahen seiner Herrin schuldbewußt hinter ein Gebüsch und Käthe beugte sich über den Dallegenden. Ein Leutnant, o Gott ein Leutnant! Sie hatte immer gewünscht, mal die Bekanntschaft eines solchen zu machen, aber nicht auf diese Weise.

Der Verunglückte schlug jetzt die Augen auf und sah in Käthes mitleidiges Gesicht. Sie versuchte ihn zu unterstützen, als er sich etwas mühsam aufrichtete und nach dem grasigen Abhang, der die Chaussee vom Felde trennte, hinkte, aber ganz kraftlos sank er hier wieder ins Gras und lehnte den Kopf gegen einen Baumstamm.

Käthe erinnerte sich zum Glück daran, daß drüben in dem Wäldchen ein kleiner Bach floß. Sie sammelte die Militärmütze aus dem Graben auf und brachte sie nach einigen Augenblicken, mit frischem Wasser gefüllt, wieder zurück. Der junge Mann trank begierig einige Schluck davon, tauchte dann sein Taschentuch hinein, fuhr sich damit über das Gesicht und drückte es gegen seine Stirn, die eine böse Schramme aufwies.

„Wie soll ich Ihnen danken, mein gnädiges Fräulein“, sagte er dabei.

Käthe wurde rot und schielte ängstlich nach Peter, der sich in angemessener Entfernung lang in der Sonne ausgestreckt hatte und ihr ganz harmlos sein freches Dackelgesicht zulehrte.

Der Leutnant erholte sich jetzt mehr und mehr. Es war wohl nur der heftige Prall, mit dem er aufgeschlagen war, der ihn betäubt hatte, denn außer der Schramme an der Stirn und einem Stoß am rechten Arm war er unverletzt. Auch das Rad, das man mit vereinten Kräften aus dem Graben holte, war unversehrt.

„Das ist die Hauptsache“, rief sein Besitzer mit heiterem Lachen, „meine Schäden heilen wohl wieder, aber so eine Radreparatur, die ist eilig teuer!“

Peter, dem es in seiner Einsamkeit schon lange langweilig geworden war, hielt den Augenblick für gekommen, sich einzustellen. Schwanzwedelnd kam er angewackelt und begrüßte den jungen Mann, als wäre es sein bester Freund.

„Dieser Schlingel!“ rief Käthe und ergriff ihn am Halsband, „der ist an allem schuld. Aber nun wird er auch ohne Gnade verkauft.“

„Ach nein, ach bitte, lassen Sie ihn“. Der Leutnant befreite den ängstlich heulenden Peter. „Er kann gewiß nichts dafür. Ich bin ja erst Anfänger in der Radfahrerkunst, benütze diese einsame Chaussee, um zu üben, und wäre auch ohne Ihren Dackel gestürzt.“

Peter hob schon wieder stolz den Kopf, er hatte natürlich alles verstanden. Blinzelnd verdrehte er seine schlanken Augenlein und ließ sich das glatte, schwarze Fell streicheln. Er und der Leutnant waren Freunde für immer.

Käthe war den nächsten Tag sehr nachdenklich, eine stille Freundigkeit schien dabei über ihr zu liegen. Es war Waschartag, sie hatte viel zu tun. Trotzdem machte sie es möglich, so gegen sechs, grade wie gestern, zum Spazierengehen fertig zu sein.

Als sie ein wenig zögernd sich der Haustür näherte, kam ihr schwängelnd Peter nach, der ihr auf alle Weise seinen Wunsch, mitgenommen zu werden, zu erkennen gab.

„Ja, Peter“, küßte Käthe, „Du darfst mit. Wir müssen uns doch mal erkundigen, wie es ihm geht.“

Peter war musterhaft artig. Fromm wackelte er neben seiner Herrin dahin. Der

Leutnant hatte heute keine Veranlassung vom Rad zu fallen, er sprang herunter, als er der Beiden ansichtig wurde. Er war wieder ganz gesund. Auf der Stirn trug er ein großes Pflaster und sein Arm tat ihm gar nicht mehr weh.

Die Mama, Bertha und Marie hatten in der nächsten Zeit keine Veranlassung mehr, sich über Käthe zu beklagen. Sie war so sinnig und saust wie noch nie. Den ganzen Tag arbeitete sie im Hause herum, nur gegen Abend pflegte sie einen Spaziergang zu machen, zu dem sie immer ihren Hund mitnahm.

Peter wußte genau Bescheid. Bedächtig und vergnügt wandelte er dahin. An den Wegkreuzungen drehte er sich schon gar nicht mehr um, er wußte nur zu wohl, daß seine Herrin ihm folgte. Wenn sie dann in die wohlbekannte Chaussee einbog, ließ er vor Freude ein lautes Gebell erkönen, und wenn er gelegentlich auch noch immer gern einen Radfahrer anbellte, den einen, der dann daherkam, bellte er nicht an.

Bertha und Marie waren in furchtbarer Aufregung. Ein Leutnant, ein wirklicher, leidenschaftlicher Leutnant war zu dem Papa ins Kontor gegangen, was konnte er da wollen? In ihrem Uebereifer achteten sie garnicht auf die Kleine, auf Käthe, die über eine Käherei gebeugt am Fenster saß und der das Herz bis an den Hals hinauf klopfte. Sie ärgerten sich nur über Peter, der erst laut heulend und winselnd an der Kontortür kratzte und dann wie wild Käthe umsprang und an den Kleidern zerrte.

Was der Leutnant gewollt, ersuhr man nicht sogleich. Der Fabrikbesitzer Herrmann ging nach seinem Besuch schmunzelnd umher, zeigte sich aber allen Anzweiflungen von Seiten seiner Frau und seiner beiden ältesten Töchter gegenüber taub, nur manchmal blinzelte er Käthe unbemerkt zu und streichelte Peter, dem Dackel das Fell.

Die Erkundigungen, die der Papa über den jungen Leutnant, Fritz Scholz, eingezogen hatte, waren die denkbar besten. Er war ein solider, wohlhabender Mann, aus guter Familie. Sonntagmittag kam er wieder, Papa hatte erst eine lange Unterredung mit Mama und Käthe in der besten Stube gehabt, nach deren Schluß die Mama vor Freude weinte und Käthe, gefolgt von ihrem Dackel, ihrem Leutnant in die Arme fliegen durfte.

Bertha und Marie, die sonst immer so viel zu sagen hatten, wußten nicht was sie sagen sollten. — Die Kleine, das Kind verlobt und mit einem Leutnant! — Schließlich aber beruhigten auch sie sich wieder. Eine Verlobung bringt immer so viel mit sich, Gesellschäften, Besuche, neue Bekanntschaften, man konnte nie wissen, und sie saßen wieder neuen Mut.

Der Leutnant Fritz schenkte seiner Käthe als erstes Brautgeschenk ein wunderschönes Damenrad und dem Dackel Peter ein silbernes Halsband. Zu dritt zogen sie aus und lernten auf der Chaussee, wo sie sich gefunden hatten, das Radfahren. Käthe war eine gelehrige Schülerin, sie konnte es bald; aber auch als sie schon beide sehr sicher waren, fuhren sie doch immer nur langsam, erstens damit man sich besser unterhalten konnte und zweitens, daß Peter sich nicht so abrennen mußte.

Peter war überhaupt der Held des Tages. Radfahrer bellte er natürlich immer noch an, dafür war er ja ein Dackel, der nie tut, was er soll, aber Fritz und Käthe rechnen ihm diese Untugend als Tugend an, und wenn er mit flatternden Ohren auf so einen ahnungslos daherstrampelnden losfährt, sehen sie sich an und sagen: „weißt Du wohl noch?“

Rosenzauber.

Novellette von Erich Kiesel.

Heute mußte es sein — er hatte sich's fest vorgenommen! Wozu auch noch das lange Zaudern? Ein kurzer Entschluß — und alles war abgetan, während man durch langes Erwägen und zaghaftes Ueberlegen die Sache nur schlimmer machte.

Ein Stück vom Herzen würde dabei mitgehen, das wußte er. Er hätte ihr ja auch schreiben können, dann ging es leichter — allein er wollte kein Feigling sein — er wollte es ihr sagen.

So machte er sich nachmittags 5 Uhr auf, aus seinem Atelier, um den schweren Gang anzutreten. Sorgfältig, fast mit liebevoller Bärtlichkeit, deckte er das Bild zu, an dem er gerade malte: „Pompejanisches Blumenmädchen“. Eine zarte Gestalt unter einer Fülle von Rosen fast verborgen — eine wundervolle Farbensymphonie. Nur das Gesicht fehlte noch — dazu eigneten sich die Züge des Modells nicht, das er sich aus der nahen Residenz verschrieben hatte.

Ehe er das Atelier verließ, blieb er, mit wehmütigem Gesichtsausdruck, vor der Skizze eines großen Gemäldes stehen, das die Unterschrift trug: „Mittagsstimmung auf Rorderney“.

„Du“, murmelte er, „wärfst Du verkauft — Du könntest mir leicht den schweren Gang ersparen — und so große Hoffnungen hatte mir der Kunsthändler gemacht — Aufträge sollte ich bekommen, wenn das Ding verkauft wäre — na — es hat nicht sein sollen!“

Er raffte sich zusammen und ging — aber jemeher er sich dem liebvertrauten Häuschen mit der Efen umhüllten Front und dem kleinen Vorgärtchen näherte, desto mehr verlangsamten sich seine Schritte. Er legte sich alles noch einmal zurecht, was er ihr hatte sagen wollen und doch klang das jetzt alles so kalt und hart, auch wenn er es noch so zart ausdrückte.

„Mein Kind“, hatte er ihr sagen wollen, „ich habe Dir gesagt, daß ich Dich liebe, nicht aus unredlicher Absicht, sondern weil ich fest davon überzeugt war, daß sich meine äußerliche Lage in kurzem so gestalten werde, daß ich Dir ein sorgenfreies Los bereiten könnte. Aber gegen meine Erwartungen und die meines Kunsthändlers, ja, gegen die aller halbwegs urteilsfähigen Menschen ist es ganz anders gekommen. Ich habe von meinen großen Bildern bis jetzt noch nicht ein einziges verkauft und mein Vermögen ist bis auf wenige hundert Mark verbraucht.“

Ich müßte also, um mein Leben zu fristen, mich um eine Stelle als Illustrator oder gar als Zeichenlehrer bewerben — und Du weißt, das wäre mein Tod! Ich wäre der unglücklichste Mensch von der Welt und könnte auch Dich nicht glücklich machen. Wenn ich also, wie man sich landläufig ausdrückt, meine Kunst auf dem Altar der Pflicht opfern wollte, um ein Wesen, gegen das ich Verpflichtungen übernommen habe, nicht unglücklich zu machen, so wäre dieses Opfer völlig umsonst. Denke nicht schlecht von mir, daß ich Dir das alles sage — denn ich denke, es ist besser, ich sage es, als daß ich es schreibe — denn das hätte für mich den unangenehmen Beigeschmack der Feigheit! Denke auch nicht schlecht von mir, wenn Du hörst, daß ich mich mit einer reichen jungen Dame in der Residenz verlobt habe — denn siehe, das muß ich, damit ich nicht nur von meiner Kunst, sondern überhaupt leben kann. Denn wenn ich das zweite Opfer nicht bringe, wäre das erste umsonst —“

Das wollte er alles sagen und er schwelgte schon förmlich im Wohlklang der schönen Worte — aber immer, wenn er sich wieder auf sich selber besann, dann klangen sie ihm doch brutal und gefühllos.

Endlich hatte er trotz allen Zauderns doch die Gartenpforte erreicht. Sie war nur an-

gelehnt, während die Tür des kleinen Häuschens offen stand und ebenso die Hintertür, die nach dem Hofe ging. Niemand schien da — und daß die Türen offen standen, war nicht verwunderlich. Gestohlen wurde im Städtchen wenig, und wer hätte denn bei dem armen Volksschullehrer Reichthümer suchen sollen?

Der Künstler durchschritt den Hansflur, den Hof, auf den Garten zu, dessen Tür ebenfalls nur angelehnt war. Er öffnete sie leise, spähte umher und ging unhörbar den Kiesweg entlang durch den Bier- und Gemüsegarten. Daran schloß sich der Obstgarten, der eine kleine Laube besaß. Der Maler blieb hinter einem Spalier Zwergobst, das ihn verbarg, wie angewurzelt stehen. Sein Auge hatte etwas gewahrt, das ihn ganz fesselte. Zur Tür der Laube, die 15 Schritte von ihm entfernt war, führten zwei hölzerne Stufen hinauf und auf ihnen saß sie — Friederike! Auf ihrem Schoße war eine Fülle der schönsten Rosen gebreitet, die sie zum Strauß winden zu wollen schien. Das süße blonde Köpfchen neigte sich nach vorn und die zarten Wangen glühten vor Eifer, während sie die Rosen durch die schlanken Finger gleiten ließ.

Fast hätte Edmund vor Ueberraschung laut aufgeschrien. — Da hatte er nun ja das Gesicht, das er brauchte — das war ja sein „pompejanisches Blumenmädchen“ — was suchte er noch lange nach einem Modell? Er riß sein Taschenbuch heraus und einen Bleistift und begaun dieses reizende Gesichtchen zu zeichnen, in fliegender Hast, mit wenigen charakteristischen Strichen. Dann steckte er das Taschenbuch wieder ein und entfernte sich lautlos. Wieder auf der Straße angelangt aber stürmte er eilenden Laufes von dannen, seinem Atelier zu. Die Straßenjungen blieben stehen und schauten ihm lachend nach — am liebsten wären sie wohl hinter ihm drein gelaufen.

Im Hause stellte er sich vor seine Staffelei, sich im Stillen dazu beglückwünschend, daß ihm in dieser Hochsommerzeit noch wenigstens 1½ Stunden für seine Arbeit blieben. Er trat an die Staffelei, ergriff Palette, Pinsel und Malstock und begann nach der Bleistiftskizze und nach dem Bilde, das aufs neue seine ganze Seele erfüllte, zu malen, bis ihn die Dunkelheit zwang, abzubrechen. Um 5 Uhr am nächsten Morgen stand er wieder an seiner Staffelei und malte — malte. Verschiedene Male trat er einige Schritte von dem Bilde zurück und betrachtete es lange und prüfend; dann nickte er befriedigt mit dem Kopfe — er fand, „es wurde“.

Gegen 8 Uhr legte er mit einem Seufzer der Erleichterung den Pinsel aus der Hand — das Bild war fertig — ein herrliches Kunstwerk. Und so begeistert war er noch vom Rausche des Schaffens, daß ihm garnicht zum Bewußtsein kam, daß sein gestriger Besuch im Hause des Lehrers ohne den eigentlichen Zweck desselben zu erfüllen geblieben war — hatte er ihm doch weit schönere Früchte getragen!

Es klingelte — fast unwillig, so gestört zu werden, fuhr er auf. Es war der Briefträger, der einen eingeschriebenen Brief brachte. Die Firma seines Kunsthändlers — das Herz klopfte ihm hierbei bis an den Hals. Er sah in den Brief und tat einen unterdrückten Jubelschrei: Da stand es, Mittagsstimmung auf Rorderney war verkauft. Sie war von der Gemöldegalerie in Aussicht genommen — und infolge dessen fühlte sich ein reicher Amerikaner, der sich besonders in das Bild verliebt hatte, veranlaßt, 30,000 Mark zu bieten. Natürlich hatte der Kunsthändler es dafür losgeschlagen.

So — nun war er berühmt. Das reichte einige Jahre — er würde mehr verkaufen und es würde auch Aufträge geben.

Er kleidete sich zum Ausgehen und kaufte zwei glatte, goldene Fingerreifen. —